

A black and white photograph of a woman with dark hair pulled back, singing joyfully into a vintage-style microphone. She is wearing a dark, ruffled, off-the-shoulder top. In the background, another person wearing a hat is partially visible but out of focus.

Nataša  
Dragnić

Ein  
atmen  
Aus  
atmen

Roman · ars vivendi

ars vivendi<sup>®</sup>

Nataša Dragnić

Einatmen  
Ausatmen

Roman

ars vivendi

Originalausgabe

1. Auflage August 2017  
© 2017 by ars vivendi verlag  
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,  
90556 Cadolzburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

Lektorat: Dr. Felicitas Igel  
Druck: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-719-3



Einatmen, Ausatmen



*Für Claudio,  
meinen »accomplice in jazz«*



# PIANO

## *Alone Together*

»Ich bin ihr Ehemann«, sage ich und lüge und lüge doch nicht. Die Krankenschwester, die mich in der Intensivstation empfangen und ununterbrochen angelächelt hat, nickt mitfühlend und lässt mich allein. Ich bleibe an der Tür stehen.

Da ist sie. Da liegt sie. Ich wende den Blick kurz von ihr ab, muss sie aber immer wieder ansehen. Da ist sie. Giorgia. Eher tot als lebendig. Und dennoch sie, unverkennbar. Es zieht mich zu ihr, ich kann aber nicht. Ich habe Angst. Ich habe Angst vor Krankenhäusern, vor Kranken. Vor einer todkranken Giorgia. Obwohl es eigentlich keinen Unterschied für mich machen sollte, wir haben seit acht Jahren keinen Kontakt mehr. Zu atmen fällt mir plötzlich schwer. Ich habe mich nicht vorbereitet, ich wusste nicht, wie. Die Nachricht hat mich überrumpelt. Acht Jahre, und dann das. Man hat mir erklärt, ich stünde in ihrem Adressbuch als Notfallkontakt. Nach acht Jahren und nach allem, was war. Ich nahm den ersten Flieger, den ersten, der an die Ostküste flog, und den ersten seit fünfzehn Jahren. Ich landete in Boston, mietete einen Wagen und fuhr zu schnell auf der Autobahn, viel zu schnell. Ohne Navigationsgerät und mit einer Übelkeit in Bauch und Kopf, die ich bis dahin nicht kannte. Nackte Bäume und ein kalter Himmel rasten an mir vorbei. Meine Hände umklammerten starr das Lenkrad des



fremden Wagens. Alles war neu, zu viel Neues für mich und in so kurzer Zeit. Ich nahm die Interstate 90, dann die Route 66, und am Ende der dreistündigen Fahrt nun dieses Zimmer und diese Georgia. Ich habe nicht darum gebeten. Ich will nicht hier sein. Ich setze mich auf einen Stuhl neben der Tür. Näher ans Bett rücken kann ich nicht. Ich betrachte meine Hände. Den Ehering habe ich vor acht Jahren abgenommen.

In der Nacht vor dem Abflug hatte ich einen Traum. Ich bin noch mit Georgia zusammen, wir sind noch ein Paar, ein richtiges, und wir gehen im Englischen Garten spazieren, etwas, das wir seit Jahren nicht gemacht haben, sie nimmt meine Hand, und ich verflechte meine Finger mit ihren. Ich wachte auf und vermisste sie. Ich habe sie nie vermisst, in all den Jahren nicht. Wahrscheinlich war das der einzige Weg für mich, mit ihrer Abwesenheit klarzukommen. Sehr wahrscheinlich. Sie zu vermissen, an sie zu denken, konnte ich mir nicht erlauben. Aber dann kam der Anruf, und ich buchte den Flug, als wäre es das Normalste auf der Welt – und ich träumte von ihr.

Eine der Maschinen an ihrem Bett piepst. Ich erschrecke und schnelle hoch. Eine Schwester erscheint an der Tür, sieht mich an, es ist eine andere, aber auch sie lächelt mich an, und ich denke, das ist etwas typisch Amerikanisches, aber wie soll ich das wissen, ich habe keine Erfahrung, weder mit den amerikanischen noch mit Krankenschwestern im Allgemeinen. Sie drückt ein paar Tasten, sieht Georgia an, berührt ihr Gesicht, streichelt über ihren ausgestreckten Arm. Ich staune. Ich stehe neben dem Stuhl an der Tür und wundere mich über diese Aufmerksamkeit, ja fast Zärtlichkeit. Ich bin neidisch, das gestehe ich mir ein. So viel Ehrlichkeit kann ich aufbringen. Ich beneide diese Person, der meine Ehefrau völlig unbekannt sein dürfte, um diese Fähigkeit. Sie geht an mir vorbei, nickt, überlässt mich mir selbst.

Das ist mein natürlicher Zustand. Allein zu sein, das will ich und kann ich und dann wieder nicht, und das macht einen großen Teil meines verkorksten Lebens aus. Ich bin sechzig Jahre alt. Ich kann mir diese Offenheit leisten, das muss ich sogar. Ich bin unbeschreiblich müde, und es liegt nicht nur am Jetlag. Ich setze mich wieder, lege die Hände auf die Knie. Ich stelle mir vor, wie es wäre, Giorgia zu berühren, ihre Wange, die so blass ist, und ihre Arme, ebenso blass, auch wenn sie nicht tot ist. Ich denke oft über den Tod nach. Seit drei Tagen aber kein einziges Mal. Ich bin erbärmlich. Ich bin ein erbärmlicher Philosoph. Ich habe etliche akademische Titel und kluge Theorien über die Welt und den Menschen entwickelt und aufgeschrieben, in Büchern dargelegt und an meine Studenten und Studenten anderer Professoren an anderen Universitäten verkauft, Vorträge für viel Geld gehalten und Artikel in sämtlichen wichtigen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht – und dennoch bin ich erbärmlich. Denn all diese vollkommen durchdachten und formulierten Ideen und Erklärungen haben nichts mit meinem Leben zu tun. Da haben meine ach so vorzüglichen Gedanken mich gänzlich im Stich gelassen. Ich halte mich dennoch weiterhin an sie, denn mit Gefühlen will ich so wenig wie nur irgend möglich zu tun haben. Auf Gefühle ist kein Verlass, das habe ich sehr früh sehr schmerzhaft lernen müssen. Also denke – oder stirb! Ich bin mir der Dramatik dieser Aussage, der Melodramatik sogar, sehr bewusst. Aber so bin ich: von der eigenen Mutter verwünscht, beim eigenen Vater verhasst. Gefühle bedeuten immer nur eine Falle, vor allem angeblich gute. Ich lächle bei der Erinnerung: Nicht einmal Giorgia konnte da etwas ändern, alle Bemühungen in all den Jahren vergeblich. Die Maschine neben Giorgias Bett pfeift einmal sehr leise, keine Schwester erscheint. Jede Ablenkung wäre mir willkommen.

Meine Hände halten sich an den Knien fest. Sie sind auch schon sechzig Jahre alt, man sieht es ihnen aber nicht an. Ich mag meine Hände, das ist mehr oder weniger alles, was ich an mir mag. Ich bewege leicht die Finger, umklammere meine Knie fester. Die Haut ist noch fleckenlos, wenn auch faltig. Ich kann mich nicht erinnern, wo mein Ehering geblieben ist. Ich weiß nicht mehr, wo ich ihn versteckt habe. Denn das habe ich, ich habe ihn versteckt, so gut habe ich das getan, dass ich ihn auch hätte verlieren können. Es würde keinen Unterschied machen. Und plötzlich ist mir klar, dass ich Giorgia nicht berühren, ihr nicht begegnen kann ohne diesen Ring. Ihren Ring, den sie mir auf den Finger gesteckt und dabei gelächelt hat, ein wenig erschrocken über die eigene Kühnheit vielleicht, ich erinnere mich – an so vieles erinnere ich mich nicht, ich vergesse leicht und gern, vor allem das Gute, das Gute macht mir Angst, es ist eine unbekannte, unberechenbare Größe – aber daran erinnere ich mich, an ihr Lächeln, ihre kalten Finger an meiner Hand, während sie mir den Ring ansteckt. Ihre Augen waren dunkel, dunkler als sonst, ihr Blick ängstlich, aber lächelnd. Sie wollte es so. Sie wollte heiraten und Kinder haben. Ich stimmte zu, nicht mehr und nicht weniger. Als sie wegging, sagte ich ihr, dass ich sie liebte und dass niemand sie je so lieben würde wie ich. Sie hat gestaunt, aber nicht gelacht.

Sie verließ mich trotzdem.

Die Zeit vergeht unmerklich. Vielleicht bin ich auch kurz eingnickt. Sie liegt immer noch da. Giorgia ist immer noch meine Frau, wenigstens sieht das Gesetz es so. Wir haben uns nie scheiden lassen. Darüber denke ich auch nicht nach, aus Prinzip. Die Leute stellen sich vor, dass man ständig grübelt und immer nur großartige, unverständliche, erstaunliche, bewunderungs- und anbetungswürdige Gedanken erzeugt, wenn

man professioneller Philosoph ist und an der Uni Philosophie unterrichtet. Die Leute sind dumm und naiv und haben keine Ahnung. Ich mag Menschen nicht. Wenn ich morgens auf dem Klo sitze, denke ich nicht über Gott und die Welt nach, ich hoffe lediglich, kein Blut im Stuhlgang zu entdecken und keine Hämorrhoiden zu bekommen. Danach ziehe ich meinen Anzug an, gehe in die Vorlesungen und bin der klügste Besserwisser der Welt.

Ich weiß nicht, was ich jetzt machen soll. Der Ring ist nicht da, und ich habe auch keine Möglichkeit, ihn zu beschaffen, zumal ich nicht weiß, wo er ist. Der Ring ist nicht da, Giorgia aber schon. Sie wird auch so bald nirgendwo hingehen, sie wird mir kein zweites Mal weglaufen. So sieht es im Moment aus. Wobei von einem zweiten Mal nicht die Rede sein kann, wenn ich bedenke, wie oft wir uns getrennt oder es wenigstens versucht haben. Vergeblich, wir fanden immer wieder zueinander, ich weiß nicht, warum. Über die Pathologie, die uns zusammenhielt, wollte ich nie nachdenken. So viel über den Philosophen als Privatperson. Meine großartigen, wichtig-tuerischen Gedanken habe ich exklusiv für mein Arbeitszimmer und die Philosophische Fakultät reserviert. Wenn ich den Schlips ablege ...

# PIANO & SCHLAGZEUG

## *Smile*

Ben trat ein, ohne anzuklopfen, und ging geradewegs zum Krankenbett. Er seufzte einmal, es hörte sich an wie ein kraftvoller Schlag, und legte die Hand auf Giorgias zugedeckten Bauch. Konrad sprang von seinem Stuhl neben der Tür, die Blicke der zwei Männer trafen sich, beide überrascht.

»Wer sind Sie?«

»Und wer sind Sie, verdammt noch mal?«

Sie musterten sich eine Weile, dann trat Konrad näher, streckte die Hand aus.

»Konrad Stern.«

»Ben Jones.«

Sie schüttelten einander die Hand, jeder mit dem Händedruck des anderen zufrieden. Konrad betrachtete Bens Gesicht, es war gezeichnet von frischen Wunden, sein Blick wanderte zu dem Verband auf der Stirn über der rechten Augenbraue, zum rechten Arm in einer Schlinge.

»Sie hat es aber erwischt.«

Ben sah Konrad verständnislos an, blickte zu Giorgia hinunter, zuckte dann mit den Schultern.

»Was haben Sie denn gemacht?« Konrad wunderte sich über die eigene Small-Talk-Bereitschaft.

Ben schenkte ihm einen irritierten Blick.



»Wer sind Sie, Mann?«

»Ich bin ihr Ehemann.«

»Wer?!«

»Ihr Ehemann.«

»Giorgias?«

Konrad nickte.

»Giorgia ist verheiratet?«, flüsterte Ben.

Konrad nickte lediglich, senkte den Kopf und nickte leicht weiter, so, als würde er nachdenken.

»Das glaube ich nicht.«

Ben ging demonstrativ zum Fenster, lehnte die Stirn an das kühle Glas, es tat gut, die Hitze in ihm machte ihn unsicher auf den Beinen. Konrad setzte sich wieder, ließ Ben aber nicht aus den Augen.

»Das wusste ich nicht«, sagte Ben schließlich, und man hätte denken können, eine ganze Welt wäre zusammengebrochen. »Sie hat mir nie was gesagt. So ein Scheiß.« Und dieses »mir« füllte Bände. Konrad spürte es. Er spürte, wie es in Bens Körper trommelte, ein Vibrieren ging von ihm aus.

»Und wer sind Sie?« Er musste es fragen, es interessierte ihn nicht wahrhaftig, denn er, Konrad, war der Ehemann, alle anderen waren unwichtig. Aber dieses Pulsieren, das aus dem Körper des anderen Mannes kam, ließ sich nicht ignorieren.

»Ich bin Ben, ihr Drummer, ihr ...«

»Ihr Drummer ... Also hat sie es auch hier geschafft.«

»Ja, wir sind zusammen, eine Band, sie ist einmalig, wir sind ...«

»Es war immer ihr Wunsch.«

»Sie meinte, als wir uns kennengelernt haben, sie sagte ... so ein Scheiß.«

»Was denn?«

»Sie wäre nichts ohne die Musik.«

Darauf konnte man nichts erwidern.

»Sie wäre die Musik, die Lieder, die sie singt. Oh Mann.«

Der Drummer und der Ehemann dachten nach, es gab keinen Gewinner und keinen Verlierer, und Giorgia, die halb tot, halb lebendig dalag, spürte ihre Gefühle hin und her rasen, sie spürte die Melodie, die zwischen ihnen entstand, allmählich, widerwillig, die zwei Ströme suchten sich, die Töne konnten sich noch nicht einigen, der eine zu hart, der andere zu sensibel, verletzlich sogar – aber sie freute sich dennoch ein wenig, war erleichtert, hoffte auf eine Melodie, eine, die sie kannte, erkennen könnte. Sie lächelte, als hätte sie einen Plan und als liefe alles danach. Als würde sie den Ton angeben. Dass keiner etwas davon merkte, merken konnte – denn immerhin war sie für die Außenwelt lediglich ein lebloser Körper, unerreichbar – störte sie nicht im Geringsten.

»Es ist alles meine Schuld.«

## *I Talk To The Trees*

Konrad kannte sich mit Schuldgefühlen sehr gut aus, er wusste, dass man sich in die anderer Menschen nicht einmischen sollte, also schwieg er. Ben wünschte sich, er hätte nichts gesagt. Als das Schweigen zu lang wurde, hatte er keine Wahl mehr – immerhin war er der Bandleader.

»Oh Mann, hätte ich mich nur durchgesetzt«, und dann nur noch ein Kopfschütteln.

Sie saßen sich gegenüber in der Cafeteria des Columbia Memorial Hospital in Hudson und starrten die Tischplatte an. Konrad fühlte sich verpflichtet zuzuhören, ein wenig neugierig war er aber auch. Alles so neu und unbekannt und unerklärlich, teilweise.

»Giorgia weiß, wie sie ihren Willen bekommt.«

»Ja, das tut sie, da haben Sie verdammt recht.«

»Aber sie war nicht immer so. Als ...«

»Ich kenne sie nur entschlossen und kompromisslos.«

»Merkwürdig.«

»Aber auch sanft und zärtlich und vor allem fürsorglich. So ein Mist.«

»Das hört sich vertraut an.«

»Und dann doch ... ich weiß nicht, Mann. ›Kalt‹ ist nicht das richtige Wort. ›Selbsterstörerisch‹ vielleicht.«

Konrad sah Ben überrascht an, als könnte er es nicht glauben: Selbsterstörung war doch sein Fachgebiet.

»Das Leben ist kompliziert.«

Ben wollte mit solchen Banalitäten nichts zu tun haben, er trommelte mit ausgestreckten Fingern auf dem Tisch. Nicht sofort wurde ihm klar, dass das Giorgias Lieblingsstück war, das er für sie komponiert hatte, damals, vor vielen Jahren, als

sie – für ihn – noch nicht verheiratet war. Konrad, in sich zusammengesunken, ließ die Schultern hängen und versuchte, es zu ignorieren, das Trommeln und Bens Worte und seine eigenen Gedanken.

»Wir waren ein paar Tage in Montreal, wir hatten zwei Auftritte im *House of Jazz*. Mann, haben wir gegroovt! Als wir am letzten Abend fertig waren, als das Publikum sie endlich losließ, es ist immer das Gleiche, man lässt sie nicht gehen, man will immer noch einen Song und dann noch einen hören, und schließlich noch einen letzten, und sie lässt es zu, oh Mann, sie singt und singt und will nicht aufhören, vor Jahren ist sie einmal auf der Bühne in Ohnmacht gefallen, konnte nicht aufhören zu singen. Das war eine Scheiße, das können Sie mir glauben.«

Konrad fühlte plötzlich, er musste dagegenhalten: »Wir waren achtzehn Jahre zusammen. Dann ging sie weg.«

»Die Band wollte bleiben, wenigstens übernachten, und alle wollten fliegen, unseren Bus sollten die zwei Techniker nach New York bringen, keiner hatte Lust auf den verdammten Schnee auf den Straßen, aber sie wollte gleich los. Sie müsse weg, meinte sie, sie musste weg, sie wollte auf die Autobahn. Sie hat einen Wagen gemietet, einfach so. Ich konnte sie doch nicht allein fahren lassen, Mann, und sie ließ mich nicht fahren, ich fahre, hat sie gesagt, und schon saß sie hinter dem Steuer, und ich hatte keine Wahl, verdammt, ich setzte mich zu ihr ins Auto, und sie fuhr los, Mann, mitten in der Nacht, Scheißschneewolken dicht über uns. Sie fuhr los, und ich ließ es zu, und jetzt liegt sie hier, verdammt.«

»Ich verstehe, warum Sie glauben, es wäre Ihre Schuld. Das verstehe ich.« In Konrads Kopf: Giorgias lebloser Körper im Krankenhausbett, irgendwo in einem Zimmer über ihnen.

Alles in Konrads Kopf schien surreal. Oberhalb des Nabels sah er sein Herz pochen. Die Haut zitterte und bewegte sich rhythmisch, aber dann auch wieder nicht. Als befänden sich in seiner Magengrube zwei schlagende Herzen.

»Ich hätte besser aufpassen müssen, nicht einnicken, verdammt noch mal, ich bin eingenickt, so ein Scheiß, aber ich war auch so erschöpft, alles was davor, vor Montreal passiert ist, mit der Band, mit uns, mit Giorgia und mir, alles war so überwältigend, in jeder Hinsicht, ich bin eingenickt, glaube ich, sonst hätte ich nicht zugelassen, dass sie es tut, verflucht, ich hätte sie wachhalten sollen, wenigstens das.«

»Giorgia fuhr nur, wenn sie unbedingt musste. Giorgia war autoscheu. So hat sie es genannt, ihr Gefühl. Sie fuhr nicht gerne. Sie fuhr so gut wie nie.«

»Das weiß ich, Mann! Das wusste ich. Sie wollte immer fliegen, wenn es möglich war zu fliegen, ist sie geflogen, in all diesen Jahren, sie liebte es zu fliegen, sie meinte, sie ist dem Himmel so nahe, dem Mond, ohne Scheiß, sie kann ihn berühren; einmal fragte sie die Stewardess, ob man nicht das Fenster öffnen könnte, sie will die Wolken berühren, das hat sie gesagt und gelacht und ihren Gin getrunken, und die Stewardess lächelte unsicher, wusste nicht, was sie sagen sollte, ob es ein Witz war oder nicht, ob sie den Piloten informieren sollte, ob die Frau, die die Wolken streicheln wollte, gefährlich war oder nicht, womöglich eine Terroristin, man konnte nie sicher sein nach den Türmen, so ein Scheiß. Aber Giorgia hat gelacht, so wie sie immer lacht, Mann, wenn man sie nicht versteht, wenn sie begreift, dass man sie nicht verstanden hat, sie hat gelacht und gesagt, dass alles in Ordnung wäre und sie sich keine Sorgen machen müsste, die Stewardess, und sie hat die Augen geschlossen und an ihrem Gin genippt. Und dann hat sie ein



Ein Krankenhaus in Hudson, New York: Giorgia liegt nach einem Autounfall im Koma. Unerwartet begegnen sich am Krankenbett der Jazz-Sängerin Ben, Konrad und Césco, die auf ganz unterschiedliche Weise mit ihr verbunden sind. Sie wussten nicht voneinander, die drei Männer, doch notgedrungen nähern sie sich Schritt für Schritt an. Zerrissen zwischen Eifersucht und Verständnis streiten und stützen sie sich – und offenbaren nach und nach ihre Lebens- und Liebesgeschichte mit Giorgia. So gerät das Bängen um ihr Leben zugleich zur Auseinandersetzung mit sich selbst und der eigenen Vergangenheit.

**Ein Roman über Freundschaft, Liebe und Schuld –  
vieltimmig und mitreißend wie eine Jazz-Session.**

